

***Die deutsch-polnische Aussöhnung: Inspiration für Europa?
Podiumsgespräch am Mittwoch, 11. September 2013***

*Prof. Dr. Jan M. Piskorski, Historiker und Essayist, Universität Stettin
Dr. Jörg Lüer, Deutsche Kommission Justitia et Pax/ Maximilian-Kolbe-Stiftung*

| *Vortrag Dr. Lüer¹*

Kann der Prozess der deutsch-polnischen Versöhnung eine Inspiration für andere Völker Europas sein?

Als mich die Anfrage erreichte, Überlegungen zum Thema dieses Artikels anzustellen, habe ich gezögert. Denn wer bin ich, unseren europäischen Nachbarn mitzuteilen, ob und ggf. in welcher Weise die komplexen Prozesse der deutsch-polnischen Versöhnung eine Inspiration bei der Bewältigung ihrer geschichtlichen Herausforderungen darstellen? Ich befürchte, dass müssen sie schon selbst beantworten.

Wir sollten uns hüten, vorschnell ungefragte Ratschläge für uns ähnlich erscheinende Situationen zu erteilen oder mit falschem Stolz die ohne jeden Zweifel beachtlichen Leistungen im deutsch-polnischen Verhältnis zu preisen. Denn es hieße, sowohl die anderen Kontexte (z.B. Bosnien-Herzegowina) in ihrer spezifischen Struktur und ihren spezifischen Herausforderungen nicht hinlänglich ernst zu nehmen, als auch den dunklen Hintergrund unserer gemeinsamen Geschichte, mit allen Enttäuschungen und Verletzungen, all zu schnell in den Horizont einer lichten Zukunft aufzulösen. Mit „Von Polen und Deutschen lernen, heißt versöhnen lernen“ ist es erkennbar nicht getan.

Die Harmonisierung der eigenen bisweilen widersprüchlichen Geschichte zu einer gut gemeinten Lehrerzählung birgt Gefahren in sich. Zum einen drohen die Widerstände und Misserfolge aus dem Blick zu geraten, zumal wenn wir die Geschichte von ihrem vorläufigen Ende her betrachten. Zum anderen kann eine solche Herangehensweise schnell dazu führen, das europäische Gespräch, dem es in der Regel nicht an Sprechern sondern an Hörern mangelt, zu einem doppelten Monolog verkommen zu lassen, in dem jede Seite auf der Relevanz ihrer jeweiligen Erfahrung beharrt. Alle Beteiligten hätten auf ihre Weise Recht und würden dennoch auf der Stelle treten. Es hängt viel davon ab, wie und mit welcher Haltung das Gespräch begonnen wird.

Dessen ungeachtet bin ich der festen Überzeugung, dass wir - Polen und Deutsche – aus unserer „Versöhnungsgeschichte“ und „Versöhnungspraxis“ eine Reihe von nützlichen Erfahrungen in das europäische Gespräch einbringen können und auch sollten. Denn es besteht in der Tat die Möglichkeit, dass diese Erfahrungen für andere hilfreich sein können. Ebenso besteht die Möglichkeit, dass wir in diesem Gespräch etwas Neues über uns selber lernen.

Ich möchte daher im Folgenden nicht so sehr den deutsch-polnischen Fall exemplarisch zelebrieren, als vielmehr einige wichtige Erfahrungen aus den Prozessen der deutsch-polnischen Versöhnung in Erinnerung rufen und damit zum Gespräch einladen.

Zu den zentralen Erfahrungen gehört, dass es vor allem am Beginn des Prozesses erheblicher – innerer wie äußerer - Anstrengungen bedurfte, um überhaupt in ein Gespräch, das diesen Namen verdient, treten zu können. Heute führen wir vergleichsweise entspannt, bisweilen

| ¹ Der Vortrag wurde in der polnischen Quartalszeitschrift *Wież*, 3/2013, S. 128 – 134 in polnischer Sprache veröffentlicht.

selbstironisch gebrochen, unsere Gespräche mit wachsender Routine. Und das ist gut so. Darüber sollte aber nicht in Vergessenheit geraten, wie angespannt und hochgradig fragil die Anfänge waren. Diese Erinnerung hilft uns bei aller notwendigen und entlastenden Gewöhnung, das Erreichte nicht für selbstverständlich zu nehmen. Zugleich kann diese Erinnerung ermutigend für diejenigen sein, die sich heute am Anfang des Weges der Versöhnung befinden. Wenn trotz der immensen auf den ersten und oft auch auf den zweiten Blick entmutigenden Hindernisse ein Versöhnungsprozess zwischen Deutschen und Polen möglich war, dann macht dies Hoffnung auch für andere Kontexte. Der Blick zurück lohnt sich daher.

Wie gesagt, die Anfänge waren beschwerlich und mit mancherlei Risiken verbunden. Nach einer Zeit der massiven Vorwürfe, des latent aggressiven Schweigens und der Nichtbegegnung, die durch die Besonderheiten der Blockkonfrontation noch eine zusätzliche Schärfe bekam, kam es - von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen - Anfang der 60er Jahre zu ersten weiterführenden Versuchen der Kontaktaufnahme. Diese ersten Begegnungen zeichneten sich durch Vorsicht und mancherlei Unbeholfenheit aus. Allein der Wunsch nach der Begegnung war schon Zeichen. Es überrascht nicht, dass das Trennende die Gespräche – in der Regel im Modus des unausgesprochen Anwesenden - massiv prägte. Denn es ist symptomatisch für die Prägekraft von Gewalterfahrungen, dass sie sich tief in die Identität der Betroffenen einschreiben, unabhängig davon, ob sie aus einem „Opferkontext“ oder einem „Täterkontext“ kommen. Eine wirkliche Begegnung der Betroffenen kann es nur geben, wenn diesen Identitäten konstruktiv Rechnung getragen wird. Das schließt Achtsamkeit beim Zuhören, beim Sprechen aber auch beim Schweigen ebenso mit ein, wie die Bereitschaft die Spannung der Unversöhntheit zu ertragen, ohne sich an sie zu gewöhnen.

Die erste Voraussetzung für wirkliche Gespräche und Begegnungen, die auf Versöhnung zielen (ob man dabei *über* Versöhnung spricht, ist eine andere Frage) ist der spürbare Respekt vor dem Anderssein, der Identität des Gesprächspartners. Das klingt simpel, stellt aber in Situationen der tiefgehenden Unversöhntheit eine erhebliche Herausforderung für Individuen und Gruppen dar. Denn das spezifische Anderssein des Gegenübers verkörpert ja zugleich die aus der Gewalterfahrung resultierende Unversöhntheit. Den Anderen annehmen, der symbolisch und in unterschiedlichem Maße oft auch ganz konkret für die Ursachen des eigenen Leidens, die persönlichen Ängste sowie ein existentielles Unbehagen steht, heißt, das Faktum seiner Existenz sowie die persönliche Verwobenheit in die Gewaltgeschichte anzunehmen. Um nicht zu einem trostlosen Realismus zu verkommen, sondern die Potentiale zur Überwindung der bestehenden Verhältnisse bergen zu können, bedarf es einer grundsätzlichen Offenheit, die Möglichkeit einer positiven Veränderung aller Beteiligten zu denken und zu erhoffen. Diese praktische Sehnsucht nach der Überwindung der Verhältnisse, nach der Neugründung der Beziehungen ist zugleich Ausdruck der Unversöhntheit und tiefgehenden existentiellen Unerlöstheit als auch erstes Zeichen von deren Überwindung. Sie ist theologisch gesprochen Teil des anbrechenden Reiches Gottes. Diese Sehnsucht ist, sobald sie handlungsleitend wird, vielerlei Verdächtigungen und Enttäuschungen ausgesetzt. Es gehört geradezu zu ihrer Wirkkraft, dass sie die Widerständigkeit der durch Gewalterfahrung, Verletzung, Verlust, Schuld und Scham, Angst vor erneuter Verletzung etc. geprägten gesellschaftlichen Verhältnisse auf sich zieht. Die praktische und sehr persönliche, nicht zuletzt spirituelle Herausforderung besteht darin, Stand zu halten, ohne zu erstarren, die Möglichkeit der Veränderung zu verteidigen und zu ergreifen, ohne die realen Verhältnisse schön zu reden. Der Weg zwischen Gewöhnung und erforderlicher Geduld ist schmal. Der deutsche Philosoph Karl Jaspers hat sie für die Deutschen direkt nach dem Krieg 1945 folgendermaßen charakterisiert:

„Wir müssen uns in Deutschland miteinander geistig zurecht finden. Wir haben noch nicht den gemeinsamen Boden. Wir suchen zusammenzukommen.[...] Wir wollen lernen, miteinan-

der zu reden. Das heißt, wir wollen nicht nur unsere Meinung wiederholen, sondern hören, was der andere denkt. Wir wollen nicht nur behaupten, sondern im Zusammenhang nachdenken, auf Gründe hören, bereit bleiben, zu neuer Einsicht zu kommen. Wir wollen uns innerlich versuchsweise auf den Standpunkt des anderen stellen. Ja wir wollen das Widersprechende geradezu aufsuchen. Das Ergreifen im Widersprechenden ist wichtiger als die voreilige Fixierung von sich ausschließenden Standpunkten, mit denen man die Unterhaltung aussichtslos beendet. Es ist so leicht, entschiedene Urteile affektbetont zu vertreten; es ist schwer, ruhig zu vergegenwärtigen. Es ist leicht, mit trotzigem Behauptungen die Kommunikation abzubrechen; es ist schwer, unablässig über Behauptungen hinaus in den Grund der Wahrheit einzudringen. Es ist leicht, eine Meinung aufzugreifen und festzuhalten, um sich weiteren Nachdenkens zu überheben; es ist schwer, Schritt für Schritt voranzukommen und niemals das weitere Fragen zu verwehren. Wir müssen die Bereitschaft zum Nachdenken wiederherstellen. [...] Wenn wir miteinander reden lernen, so gewinnen wir mehr als unsere eigene Verbindung. Wir schaffen so die unerlässliche Grundlage, mit den anderen Völkern reden zu können. [...] Es fragt sich für jeden Deutschen, ob er diesen Weg gehen will auf die Gefahr hin aller Enttäuschungen, auf die Gefahr hin weiterer Verluste und des bequemen Missbrauchtwerdens von den Mächtigen. Die Antwort: dieser Weg ist der einzige, der unsere Seele vor dem Paradies bewahrt. Was sich auf ihm ergibt, müssen wir sehen. Es ist ein geistig-politisches Wagnis am Abgrund. Wenn Erfolg möglich ist, dann nur auf lange Fristen.“²

Das, was Jaspers damals 1945 mit Blick auf das Verhältnis der Deutschen zueinander formulierte, galt analog auch für unser Verhältnis zu unseren europäischen Nachbarn allgemein und in besonderer Weise im Verhältnis zu Polen.

Dabei musste insbesondere die massive Asymmetrie von Schuld und Verantwortung für das komplexe Gewaltgeschehen in den Blick kommen. Aus deutscher Perspektive ist eine der Kernerfahrungen, die lange Zeit brauchte, bis sie in die Mitte der Gesellschaft durchdrang: Die kritische und zugleich aufrichtige Frage nach der eigenen Schuld und Verantwortung ist eine Voraussetzung, um überhaupt die Voraussetzungen für eine Begegnung sowie für Gespräche zu schaffen. Zugleich berührt die Schuldfrage, wie kaum eine andere die Identität von Menschen auf das Tiefste. Darin liegt sicherlich auch der entscheidende Grund, warum die Auseinandersetzung mit Schuld in aller Regel auf massive Abwehr und Widerstände trifft. In der Auseinandersetzung mit Schuld ist erheblich mehr zu verhandeln, als unter dem heute international gängigen Begriff der Transitional Justice gefasst wird. Gefordert ist eine differenzierte Auseinandersetzung, in der die komplexen Strukturen, Dynamiken sowie Entscheidungen im Gewaltgeschehen deutlich werden. Im Ablauf der Generationen wandelt sich dieser Diskurs, der anfänglich von der Frage nach persönlicher Schuld und Verletzung getrieben wird, in die Frage nach der Verantwortung für die Folgen des Geschehens. Damit verändert sich zugleich auch das Gespräch, das sich von einem Gespräch in der „Täter-Opfer“-Perspektive zu einem Gespräch von Partnern unterschiedlicher historischer Ausgangspositionen und Prägungen verschiebt. Allerdings lässt sich diese Partnerschaft nicht ohne die vorgängige Klärung des Gewaltkontextes und damit der Frage nach Tätern und Opfern herstellen. Der dunkle und vielschichtige Grund der Geschichte ist unhintergebar. Wer gemeinsame Häuser darauf errichten will, muss ihm Rechnung tragen.

Der konstruktive Beginn einer Annäherung an Polen lag seitens der Deutschen in der Anerkennung der deutschen Schuld und der polnischen Leiden sowie der – wie zeichenhaft auch immer – Annahme der daraus resultierenden Verantwortung. Die Sühnewallfahrten von Pax Christi, des Bundes der deutschen Katholischen Jugend sowie der Aktion Sühnezeichen nach

² Zit. Karl Jaspers: Die Schuldfrage. Zur politischen Haftung Deutschlands. München/Zürich 1987, S. 8 - 10.

Oswiecim/Auschwitz Mitte der 60er Jahre waren ebenso Ausdruck dieser grundsätzlichen Haltung, wie der Kniefall von Bundeskanzler Willy Brandt vor dem Ghettokämpferdenkmal in Warschau. Alle diese tiefempfundenen zeichenhaften Handlungen waren in Deutschland von erheblichen Auseinandersetzungen begleitet. Dies nimmt nicht Wunder, da diese Zeichen die bisher in der Bundesrepublik vorherrschenden Selbstbilder grundlegend in Frage stellten. Im Rückblick wird deutlich, dass diese Auseinandersetzungen unverzichtbare Schritte auf dem Weg einer Neubestimmung unseres Verhältnisses zu uns selbst als auch zu unseren Nachbarn waren. Für die religiösen Menschen lag in diesen Auseinandersetzungen, in nicht zu letzt der die konkrete existentielle Bedeutung von Schuld, Vergebung, Versöhnung verhandelt wurde, auch die Perspektive einer Neufundierung des eigenen Glaubens.

Diese politische und zugleich zutiefst persönliche Haltung lag auch dem zu Recht berühmten Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe sowie dem gemeinsamen Bemühen der Bischöfe um die Selig- und später Heiligsprechung von Maximilian Kolbe zu Grunde. Es ist hier nun sicherlich nicht der Ort, um diesen Briefwechsel ausführlich zu würdigen. Festzuhalten ist aber: Er war eine Sternstunde im deutsch-polnischen Verhältnis. Einige zentrale Aspekte seien daher in Erinnerung gerufen, die mir auch für weiteres Versöhnungshandeln relevant erscheinen.

Inspiriert durch die Konzilserfahrungen, wozu die praktischen persönlichen Begegnungen zwischen den polnischen und deutschen Konzilsteilnehmern sicherlich vertrauensbildend beigetragen haben, haben die polnischen Bischöfe durch ihr bahnbrechendes Wort „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ einen neuen Horizont aufscheinen lassen, der die bestehenden Verhältnisse zwischen Deutschen und Polen sowie zwischen dem kommunistischen Lager und dem Westen auf das Subversivste in Frage stellte. Die Antwort der deutschen Bischöfe griff das Gesprächsangebot zwar von Herzen freudig auf. blieb aber aus Gründen politischer Pragmatik, wie dem innerkirchlichen Spaltungspotential angesichts der erheblichen Verletzungen der Vertriebenen sowie dem Wunsch nicht einer völkerrechtlich relevanten Regelung vorzugreifen, das ersehnte Wort zur Anerkennung der bestehenden Grenzen schuldig. Viele Zeitgenossen bewerteten unter dem massiven Druck der gesellschaftlichen Diskussionen sowie der kommunistischen Propaganda den Schritt der polnischen Bischöfe daher als Misserfolg, wenn nicht sogar als gravierenden Fehler. In Wahrheit aber gelang es den Bischöfen, einen Horizont zu öffnen, in dem sowohl die eigene Verstricktheit in die Geschichte als auch neue Möglichkeiten und damit ein neuartiger Realismus aufschienen, der auf eine tiefgreifende politisch-kulturelle Transformation in allen beteiligten Gesellschaften zielte. Dass diese wirksame Geste nicht auf die deutsche Seite wartete, sondern die polnische Seite ungeachtet der angesprochenen Asymmetrie der Schuld und Verantwortung für das Gewaltgeschehen ihrerseits den ersten Schritt machte, war ein großes (unverdientes) Geschenk und zugleich ein Beispiel gebender und zugleich schmerzhaft heilsamer Schritt aus dem Verkrümmtsein in den eigenen Wunden heraus. Auch wenn Manches aufgrund des politischen Drucks, dem die polnischen Bischöfe ausgesetzt waren, in der Folgezeit relativiert wurde, so blieb die neue Perspektive gezeichnet und konnte ihre inspirierende Kraft entfalten. Zwar blieb die Antwort der deutschen Bischöfe hinter den polnischen Erwartungen zurück. Viel wichtiger aber war, dass der Gesprächsfaden ernsthaft aufgegriffen wurde und nunmehr von vielfältigen kirchlichen Initiativen weitersponnen werden konnte. Der geistige Rahmen war fürs Erste gesetzt. Mit dem Warschauer Vertrag, der die bestehenden Staatsgrenzen Polens faktisch anerkannte, folgte 1970 die erforderliche Klärung des politischen Rahmens soweit dies unter den Bedingungen der Ost-West-Konfrontation möglich war.

Auf die Zeit der großen Gesten musste notwendiger Weise eine Zeit der konkreten Taten folgen, in der dieser Rahmen ausgefüllt und weiterentwickelt wurde. Waren es anfangs nur klei-

ne kaum repräsentative Gruppen, die sich auf den Weg machten, so ging von ihnen dennoch eine weit über ihr institutionelles Gewicht reichende Wirkung aus. Stellvertretend für diese Phase der 70er und 80er Jahre stehen sicherlich die verdienstvolle Arbeit des Maximilian-Kolbe-Werks als auch die vielfältigen Initiativen der Aktion Sühnezeichen in Ost und West. Der gesellschaftliche und kulturelle Wandel, auf den sie zielten, manifestierte sich in besonderer Weise in der umfassenden Solidarität der bundesdeutschen Gesellschaft in der Solidarnosc-Zeit und während des Kriegsrechts. Es zeigte sich, dass Beharrlichkeit und Geduld ebenso wichtig waren, wie Mut, praktische Solidarität und Kreativität. Das eigentliche Geschenk dieser Prozesse bestand letztlich darin, dass diese Initiativen auf polnischer Seite angenommen wurden und es gelang, in spannungsreiche aber ernsthafte Beziehungen zu treten.

Angesichts der bis 1989 bestehenden kommunistischen Regime und den damit verbundenen Dynamiken der Blockkonfrontation waren dem Prozess der Versöhnung in politischer Hinsicht Grenzen gesetzt. So war es nur eingeschränkt möglich, die gesamte Wahrheit des Gewaltgeschehens im II. Weltkrieg zu Gehör zu bringen. (Wahrhaftigkeit war bekanntlich weder eine Stärke der Kommunisten noch der kalten Krieger im Westen). Es zeigte sich, dass insbesondere die Bemühungen über die Grenzen der Blockkonfrontation hinweg bisweilen schmerzhaft und zum Teil bis heute umstrittene Kompromisse erforderten, wie z.B. an der Geschichte der 1986 von Aktion Sühnezeichen (West) gemeinsam mit ZBoWiD und der Stadt Oswiecim errichteten Internationalen Jugendbegegnungsstätte ersichtlich wird. Ungeachtet dieser Beschränkungen lag in der tätigen Bereitschaft, sich auf den Prozess der gegenseitigen Veränderung einzulassen, ein im besten Sinne subversives Moment, das die bestehenden Verhärtungen aufzulösen und Vertrauen zu schaffen half. Das in diesen Prozessen gewonnene Vertrauen war eine der wesentlichen Ressourcen bei der Neujustierung des deutsch-polnischen Verhältnisses nach 1989.

Ohne die praktische und zugleich in hohem Maße geistige Arbeit der 70er und 80er Jahre wäre es kaum denkbar gewesen, dass man die Chancen, die sich mit dem Ende der kommunistischen Regime auch für das deutsch-polnische Verhältnis ergaben, hätte umgehend sinnvoll nutzen können. Diese Erfahrung ist umso wertvoller, als sie der immer wieder anzutreffenden Versuchung zu widerstehen hilft, unter Verweis auf unvollkommene Situationen und schwierige Kompromisse dem schmerzhaften Prozess der an Wahrhaftigkeit orientierten Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auszuweichen, indem man ihn auf später verschiebt.

Wie langfristig herausfordernd die geistige, emotionale und mentale Dekontaminierung der deutsch-polnischen Beziehungen ist, wurde deutlich nach der weltpolitischen Wende 1989/90, die den politischen Rahmen unserer Bemühungen entscheidend verbesserte. Nach einer Zeit der Euphorie erwiesen sich die gesellschaftlichen Verwundungen als erheblich hartnäckiger, als die Propagandisten der „Normalisierung“ zumindest in Deutschland wahrhaben wollten. Auf der einen Seite machte das deutsch-polnische Verhältnis gerade auch in den historisch schwierigen Fragen immense Fortschritte. Das althergebrachte Versöhnungspathos schien sich - nicht zuletzt aufgrund des Generationenwandels - überholt zu haben. Dennoch zeigte sich bald, dass die in den kollektiven Gedächtnissen verwurzelten Erfahrungen, ein hoch sensibles Potential bergen, das sich keineswegs von selbst erledigt. Die Mischung aus gesellschaftlich nicht hinlänglich geklärten Fragen (wie z.B. dem Umgang mit dem Themenfeld Flucht und Vertreibung) und den Herausforderungen für die Identität der deutschen und polnischen Gesellschaft, die sich aus den Transformationsprozessen sowie der Europäisierung und Globalisierung ergaben, stellte ein besonderes Problempotential dar. Der Versuchung, diese Potentiale zur politischen Mobilisierung zu nutzen, konnten nicht alle widerstehen. Zwar war die projektive Funktion solcherlei Manipulationen schnell zu durchschauen. Die

Empörungen, die sie hervorriefen und verstärkten, waren dennoch echt und schufen insbesondere in der Zeit der Kaczynski-Regierung erhebliche (europäische) Probleme.

Einer der Rückschlüsse aus der Erfahrung dieser Jahre ist, dass man nicht ungestraft die in den kollektiven Gedächtnissen bewahrten, gesellschaftlichen und persönlichen Erschütterungen vernachlässigt, indem man erleichtert über einen generellen politischen Wandel zur Tagesordnung übergeht. Es reicht nicht, die prekäre Anwesenheit der Geschichte in Versöhnungsritualen zu beschwören, ohne nach Wegen des konstruktiven Umgangs mit ihr zu suchen.

Die aus den unterschiedlichen Gewalterfahrungen resultierenden (kulturellen) Prägungen stellen eine gesellschaftliche Realität dar, mit der wir noch auf lange Zeit werden leben müssen. Diese Erfahrung könnte auch für andere europäische Gesellschaften von Nutzen sein, insbesondere jene, die große Hoffnungen und Erwartungen mit einem Beitritt zur EU verbinden.

Allerdings stellt sich die Frage, in welcher Weise die Auseinandersetzungen mit diesen Gewaltprägungen und der daraus hervorgehenden Unversöhntheit heute zu führen sind. Dazu benötigen wir eine realistische Vorstellung von dem, was Versöhnung unter den kontingenten Bedingungen gesellschaftlicher Entwicklung sein kann. Falsche Vorstellungen von der soziotechnischen Machbarkeit von Versöhnung sind dabei ebenso schädlich, wie ein oberflächlich romantisches Bild. Wenn sinnvoll von Versöhnung gesprochen werden soll, so müssen die nicht zuletzt in unseren Prägungen anwesenden Unversöhntheiten zur Sprache gebracht werden. Es gilt, diese Prägungen (auch die eigenen) annehmen zu lernen, sie uns selbst und einander verständlich zu machen. Dabei geht es um die *dialogische* Entwicklung der kulturellen Fähigkeit, die historische Prägung der Gegenwart konkret zu erfassen, damit die Geschichte nicht mehr Macht über die Zukunft erhält, als ihr zukommt. Die Glaubwürdigkeit dieses Dialogs misst sich wesentlich an seinem Verhältnis zu den Opfern des Gewaltgeschehens sowie den praktischen Schlussfolgerungen, die wir daraus hinsichtlich des Umgangs mit Gewalt und ihren Folgen ziehen. Angesichts unseres sich intensivierenden Zusammenlebens in Europa, zu dem auch zukünftig Konflikte gehören werden, wird diese Fähigkeit, die wir nur gemeinsam entwickeln können, an Bedeutung gewinnen. Vor diesem Hintergrund gewinnen auch die deutsch-polnischen Erfahrungen eine neue Kontur. Sie stellen einen ermutigenden Ausgangspunkt für europäisch erweiterte Gespräche dar, wie u.a. das Beispiel der deutsch-polnischen Maximilian-Kolbe-Stiftung zeigt, die in Oswiecim jährlich einen europäischen Workshop zum Umgang mit der gewaltbelasteten Vergangenheit von Auschwitz durchführt. In diesen Gesprächen geht es darum, die Kontexte der verschiedenen Erfahrungen, die Vielschichtigkeit der Perspektiven zu verstehen und ein Gespür für die sensiblen Punkte des Gegenübers zu entwickeln. Es ist eine praktische Übung in Multiperspektivität sowie in gegenseitigem Respekt, an der jeweils Vertreter aus ca. 12 verschiedenen Ländern teilnehmen. Dass wir - als Deutsche und Polen - gemeinsam zu diesem Gespräch einladen können, ist ein Zeichen in sich, das unsere europäischen Partner zu schätzen wissen. Dass wir dabei zugleich viel über unsere Einheit in Verschiedenheit lernen, ist sicherlich auch kein Fehler.